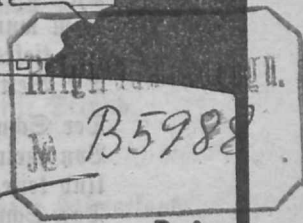
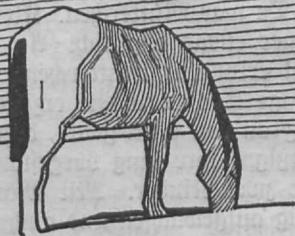


Herzflammen 1931



Mr. 300
chr. 1376

Baltisches Haus- und Jugendblatt.

Bezugspreis: Vierteljährl.: 0,50 Kronen, Aus-
land 0,60 Kr., Deutschland 0,70 Rmk., Lettland 0,80 Lat.
Anzeigenpreis: für 1 mm der Anzeigenspalte
3 Ct. (Ausland 0,05 Rmk.; Lettland 0,04 Lat.)
Schriftleitung: Reval, Dom, Gerichtsstr. 6.
Geschäftsstelle: Revalsche Btg., Reval, Naderstr. 12

Erscheint
einmal monatlich

Einzelnummer 20 Cents.
Manuskripte, die für die Schriftleitung bestimmt sind,
dürfen nur auf einer Seite des Blattes beschrieben sein.
Name und Adresse des Verfassers sind anzugeben.
Die Schriftleitung behält sich das Recht vor, Kürzungen
und Änderungen vorzunehmen. Einsendungen ohne An-
gabe von Honorarbedingungen gelten als honorarfrei.

Nr. 1

Reval, 26. Januar 1931

8. Jahrgang

Ein stolzer Mensch sagt: Was scheint das Leben doch von
mir zu halten, daß es mir solche Dinge zu tragen gibt!
Wohlan, zeig ich ihm, daß ich es bin!

Stammler.

Die Mutter des Sträflings. Von D. v. Lauen.

Es hatte den ganzen Tag geregnet. Nun wehte schon seit zwei Stunden ein kalter Ostwind, doch war es ihm noch nicht gelungen, die dicken Wolken zu vertreiben. Frau Luise schlug die Kappe ihres dunkelgrauen Lodenmantels zurück und blickte zum Himmel. Er war finster, kein Stern blinkte, kalte Tropfen schlugen an ihre Stirn. Schnell rief sie dem Knecht, der sie im kleinen Wagen hergeführt hatte, ein Abschiedswort zu und betrat dann das Stationsgebäude. Dumpfe, schwere Luft schlug ihr aus dem Wartezimmer entgegen. Es roch nach billigem Tabak und feuchter Wolle. Um den eisernen Ofen saßen etwa zehn Personen. Das gelbe Licht einer kleinen Petroleumlampe ließ die Gesichter bleich und ernst erscheinen, nur zwei Baafsichen, die kichernd und schwabend in einer Ecke saßen, konnte es nichts von den frischen Farben rauben. Frau Luise dachte erleichtert: „Gott sei Dank! Kein bekanntes Gesicht. Niemand, der nach dem Wohin und Warum fragen kann.“ — Sie ließ sich in dem dunkelsten Winkel des geräumigen Zimmers nieder und nestelte an ihrer Uhr. Erst vier war es. Der Morgenzug kam in einer Stunde. Frau Luises Gedanken wanderten zurück. Ob die Luise jetzt

wohl zum Melken gegangen war? Sie würde es gewiß nicht so genau nehmen mit der Arbeit, solange die Hausfrau auf Reisen war. Wann konnte sie zurück sein? In Riga gab es nicht gleich Anschluß nach Dünaburg, und dort... Frau Luise zwang ihre Gedanken weg vom Ziel der plötzlichen Reise. Sie war es nicht gewohnt, gefühlsmäßig zu handeln und sah doch ein, daß sie keinen „vernünftigen“ Grund für diese Fahrt angeben konnte, keinen, den sie sich selbst hätte eingestehen wollen. So dachte sie wieder an den verlassenen Haushalt. Wenn sie früher in Geschäften nach Riga hatte fahren müssen, so war doch der alte Vater zuhause geblieben. Der lag nun seit zwei Monaten auf dem Friedhof. Und Emil wußte nichts davon. Wußte nicht, daß sie schon seit einem Jahr von ihren älteren Söhnen forgezogen war und bei ihrem Vater gewohnt hatte. Jetzt hatte sie sein Gefinde geerbt und bewirtschaftete es allein mit der Hilfe eines Knechtes und einer Magd. Wohl war es schwer, doch sie hatte ihr Leben lang schwer gearbeitet. Man sah es ihren festen Gesichtszügen an, daß ihr die Arbeit oft ein Ersatz für lieblich-weiche Freuden gewesen sein mußte. Es ging eine herbe Röhle von ihr aus, der

Mondhelle Winternacht.

Wie Märchenzauber schimmert
Die Welt im Mondenschein,
Im hellen Lichte flimmert
Der Schnee so weiß und rein.

Die Luft ist ganz erfüllt
Vom wundersamen Schein,
Ein tiefes Schweigen hüllet
Die Welt und mich mit ein;

Der Schnee allein nur knistert
Von meinem steten Schritt,
Und leise, leise flüstert
Das Schweigen mir: Komm mit!

C. v. S. H.



Mund verriet männliche Entschlossenheit. Nur wer in ihre blauen Augen geblickt hatte, erriet manchmal, daß ein Schatz von Liebe und hingebungsvoller Treue in ihr ruhen mußte.

Endlich gab es eine Bewegung unter den Reisenden; man konnte Fahrkarten kaufen, und bald darauf brauste der Zug heran. Frau Luise war froh, daß er fast leer war und sie allein in einem Abteil fahren konnte. Sie hatte das Gefühl, die stundenlange einsame Bahnfahrt müsse ihr zu der inneren Klarheit verhelfen, die ihr zu Hause nicht geworden war, weder im Trubel des arbeitsreichen Tages, noch in langen schlaflosen Stunden der Nacht. Sie nahm den einfachen Filzhut und den Mantel ab und setzte sich in die Ecke am Fenster. Da ertönten noch einmal eilige Schritte im Korridor. „Aber, Elsi, was sollen die Leute denken, wenn du den Koffer schleppst und ich hinterhergehe mit leeren Händen,“ hörte sie eine unzufriedene Männerstimme sagen. „Ach laß doch, Schatz,“ antwortete das junge Frauchen, indem sie an der Tür zu Frau Luisens Abteil vorüberging und in das nächste eintrat. „Du und ich, wir wissen es doch, daß der Arzt dir verboten hat, Schweres zu tragen. Mögen doch die Leute sagen, was sie wollen!“

Noch ein Pfiff der Lokomotive, und der Zug setzte sich in Bewegung. Frau Luise lehnte sich zurück und schloß die Augen. Was sollen die Leute denken? Die Worte tönten ihr in den Ohren. Wie oft, wie oft hatte sie das zu hören bekommen, genau in solch vorwurfsvollem Ton pflegte ihr Mütterchen das zu sagen. Lang ist's her, daß keiner mir das sagt. Die Leute haben sich wohl dran gewöhnt, daß ich mich nicht um sie kümmern. Hinter dem Rücken mögen sie giftig genug reden. Jetzt, seit der Emil im Gefängnis sitzt, wie damals, als sie mir das bißchen Frühlingsglück nicht gönnen wollten. Ein weiches Nücheln flog um den strengen Mund mit den geradlinigen Lippen. Sie öffnete die Augen und versuchte zum Fenster hinauszublicken, doch draußen war es noch ganz finster und nur ihr eigenes Gesicht wurde von der Scheibe widerspiegelt. Deutlich sah man das reiche Blondhaar, in das sich nur an den Schläfen etwas Grau mischte. Sonst war es noch ebenso schön, wie einst, Mütterchens Stolz, sie hatte immer darauf gesehen, daß Luise es

sorgsam pflegte. Wieder schlossen sich die Augen der müden Frau. Sie überließ sich der schaukelnden Bewegung des Zuges. Bilder stiegen auf und verschwanden.

Da war Mütterchen. Klein, geschäftig, zärtlich und immer etwas ängstlich. An den Vater konnte sie sich nicht erinnern; Mütterchen, früh verwitwet, hatte die einzige Tochter allein erzogen, d. h. eigentlich hatte es Frau von Sieck getan, deren Hauswesen Mütterchen dreißig Jahre lang vorgestanden hatte. Siecks hatten nur zwei Kinder. Mit Mariechen war Luise gleichzeitig aufgewachsen und auch viele Jahre lang gemeinsam unterrichtet worden. Emil war ein halbes Duzend Jahre älter. Emil von Sieck... Luise sah ihn vor sich, als ob es heute wäre, daß er als Student zum erstenmal mit dem bunten Deckel nach Hause gekommen war, zu den langen Sommerferien.

Ein heißer Sonntag. Man hört die Räder rollen. Mariechen stürzt auf die Freitreppe hinaus. „Luise, wo bleibst du nur, sie kommen, sie kommen!“ Und Luise, statt, wie sonst, dem Spielgefährten entgegenzulaufen, — stockt, versteckt sich hinter der weißen Gardine ihres Zimmers im zweiten Stock des Obelshoffschen Gutshauses und späht nur vorsichtig, von plötzlichem Herzklopfen befallen, hinunter. Ist es, weil er sie nun zum erstenmal im langen Kleide sehen wird, den dicken Pops nicht mehr frei hängend, sondern mehrmals um den Kopf gewunden? Oder fürchtet sie, der buntbemühte Junge werde nun die Tochter der Haushälterin, die Gesellschafterin seiner Schwester einen Abstand fühlen lassen, den sie als Kinder kaum geahnt hatten?

Ein paar Tage später ist Johanniabend. Buntes Treiben herrscht auf dem Hof, Gesang und Tanz. Knechte und Mägde feiern das landesübliche Sommerfest, auch die junge Herrschaft mischt sich darunter; Emil, Mariechen und mehrere Vettern und Kusinen nehmen am Tanz teil. Luise mag das laute Treiben nicht. Sie ist ans äußerste Ende des Blumengartens getreten, lehnt die Stirn an den Baum und blickt zu den Freudenfeuern hinüber, die auf mehreren Hügeln in der Entfernung glänzen. Eilige Schritte nähern sich. „Gut, daß dein weißes Kleid so weiß leuchtet, Luise! Sonst hätte ich dich wohl gar nicht gefunden. Du redest ja kein Wort mehr mit mir. Gaßt mich noch gar nicht einmal ordentlich begrüßt. Bist du böse auf mich?“ — „Ja — böse? Ach, Emil!“ — Es muß wohl ein sehr sprechender Blick sein, der ihn trifft, dann hängt sie an seinem Galse.

Ein Ruck. Der Zug hält. Frau Luise schüttelt die Träumerei ab. Wohl sind die Erinnerungen dieses einen Sommers die freundlichsten, die lichtvollsten ihrer Jugendzeit, ja ihres Lebens. Doch wie jäh das Ende. Wer hat es bemerkt, daß die beiden Kinder jeden Abend ein Stündchen unter den Weiden am kleinen Flützchen saßen? Wer hat ihr Geplauder gehört? Wer hat sie unsanft aus der ersten reinen Liebe herausgerissen?

Borbei. Borbei. Ein Jahr später heiratete der Revieraufseher Rudsit die schöne Luise. Er war fürs Feine. Freilich, verwöhnt war sie ja und gebildet, das taugte wenig für ihn, aber das würde sich schon

geben, und er war eben fürs Feine. Mütterchen hatte gebeten und geweint, und Luise war es schließlich gleich. Besser im Siedfchen Walde leben, als in der fremden Stadt. Arbeit hatte sie gefunden und das war das Beste; mustergültig war ihre Wirtschaft, der Nebieraufseher konnte zufrieden sein. Dann kamen die Söhne, eins, zwei, drei. Die beiden Ältesten ganz der Vater, untersekt und grobknochig, ungelent und geistig arm. Der Jüngste hatte schon in der Wiege die Züge der Mutter. Ihr ging das Herz auf jedesmal, wenn sie ihm in die großen Blau-Augen blickte. Damals war auch der Herr von Sied, der junge Herr Emil wieder aufs väterliche Gut gezogen. Verheiratet auch er, aber kinderlos.

Ein nahkalter Herbsttag, wie heute. Da reitet einer vor's Haus und klopf. „Ist Rudsit zu Hause?“ — „Nein, aber er muß bald kommen. Wollen Sie nicht eintreten?“ Luise bringt die übliche Anrede nicht über die Lippen, — soll sie Emil ihren gnädigen Herrn nennen? Er versteht sie. Er reicht ihr die Hand. — „Wir haben uns viele Jahre nicht gesehen, Luise. Ich möchte hoffen, daß sie dir mehr Glück gebracht haben als mir. Du hast Kinder.“ — „Ja, drei. Die beiden Großen schlafen schon, aber hier, der Kleine ist noch munter.“ Er blickt auf den Knaben herunter. — „Wie er dir gleicht.“ — Sie nickt. „Nächsten Sonntag wollen wir ihn taufen.“ — Er sinnt etwas. „Ich möchte sein Taufvater sein. Luise, ich bin dir viel Dank schuldig. So warm und so rein ist mir keiner begegnet“ — er bricht ab. — „Also, wenn Rudsit nichts dagegen hat, ich nehme den Jungen dann später ins Haus und wir wollen einen tüchtigen Menschen aus ihm machen. Auch meine Frau wird sich freuen. Wir . . . wir haben keine Kinder.“ Er sagt es schwer und wendet sich zum Gehen.

Frau Luise öffnet die Augen. Weshalb überfallen sie die Bilder einer weit entfernten Vergangenheit? Sie wollte doch an die Zukunft denken und, was sie Emil sagen sollte. Was wird er denken, wenn ich ihm morgen bei seiner Freilassung entgegenrete? Ich habe ihn von mir gestoßen vor vielen Jahren. Wird er verstehen, was mich jetzt zu ihm treibt? Mein blonder Liebling! Man sagt, Kinder sind feinfühlig, Kinder sehen scharf. Er hat es nie gewußt, wieviel mehr er mir war, als die beiden andern. Streng, oft zu streng bin ich gewesen, immer aus Gerechtigkeit, immer aus Furcht, ihn zu bevorzugen. Ich hätte es doch wissen müssen, daß er, weil so anders geartet, wie die älteren Brüder, auch andere Behandlung brauchte. Er war weich und sah in der Mutter nur die Härte. „Mutter, fege doch nicht die Krümchen alle fort, die lieben Mänschen wollen doch auch essen,“ so hat er gebeten, und die drei Rudsits haben gelacht. Und ich, statt ihm über das Köpfchen zu streicheln — „Mäuse bringen Schaden, man muß sie vernichten.“ Frau Luise starrte zum Fenster hinaus. Schwere Tropfen schlügen an die Scheiben, und der Zug raste vorwärts, immer vorwärts. Noch zwei Stunden Fahrt bis Riga. Draußen alles grau und naß. Wieder schloß sie die Augen. Immer neue Schatten der Vergangenheit tauchten auf. Ihr Sohn im Herrenhause; gute Kleidung, feine Manieren. „Das junge Herrchen,“ nennen

Flaute.

Es schläft das Meer,
Und schlapp die Segel hängen,
Wie graue Schatten müd' die Wolken steh'n.

Es schläft das Meer,
Kein Schäumen und kein Drängen,
Kein rastlos Wogen, Auf- und Niedergeh'n.

Es schläft das Meer,
Still träumen seine Weiten;
Am Horizonte winkt der ferne Strand.

Es schläft das Meer,
Und die Gedanken gleiten
Zu dir voll Sehnsucht, trantes Heimatland.

M. A.

ihn die Brüder höhnisch. Sie sind neidisch, ihre Herzen kennen keine Mitfreude. Nur der Vater ist stolz auf den eleganten Sohn. Da — die Unglücksnacht. Die Feuerlocke tont, rot ist der Himmel, es brennt in Ebelshof. Scheunen und Ställe liegen in Schutt und Asche. Nur das Herrenhaus kann gerettet werden. Und am nächsten Tage die Schreckensbotschaft — Emil, ihr Jüngster, ihr geliebter Sohn — der Brandstifter. Es häumt sich alles in ihr auf. Nein, nein, es kann nicht sein. Und doch — Herr von Sied hat es selbst gesagt. Am Morgen nach dem Brande hatte der Verwalter angegeben, Emil spät abends bei den Scheunen gesehen zu haben. Und als Herr von Sied den Taufsohn rufen ließ, war er verächtwunden. Eine Woche später geht sie durch den Wald. Da tritt Emil hinter einem Busch hervor, vernachlässigt sein Aukeres, wirr sein Blick. „Mutter, hilf mir, nur du allein kannst mir helfen.“ Und sie? Sie schüttelt den Kopf und geht weiter, es kauft ihr in den Ohren, es tanzen die Bäume vor ihren Augen, aber sie geht weiter. „Meine selbst-gerechte Mutter!“ ruft er ihr nach. Sie aber kann nicht anders, — daß er so tief gesunken ist, seinem Wohltäter, ihrem Emil von Sied so zu lohnen, — das macht sie hart und taub. Sie weiß, daß er sich dort oft zurückgesetzt gefühlt hat, von vielen Leuten über die Achsel angesehen worden ist, — aber sein Taufvater ist immer gütig gegen ihn gewesen. Wie konnte ihr eigener Sohn so etwas tun? An diesem Rätsel hat sich ihr Hirn zermartert, jahrelang. Und als die Auflösung kam, da war es zu spät. Die Jahre des Weltkrieges waren vorüber. Der Bürgerkrieg war entbrannt, Herr von Sied von den Bolschewiken erschossen. Da trat eines Tages der Pastor bei Frau Luise ein. Tieferschüttet war der würdige alte Herr und die Kunde, die er brachte, zerriß ihr fast das Herz vor Weh und verspäteter, darum doppelt leidvoller Freude. „Ich komme von einem Totenbett. Im Smiltneek-Gesinde ist der jüngste Sohn gestorben, Gestern haben sie ihn schwerverwundet heimgebracht. Mich ließ er rufen, der rote Krieger. Nicht seine Schandtaten während der Revolution wollte er mir beichten. Das sei gerechter Massenkampf gewesen. — O Gott, wie haben sie dort in Rußland die jungen Menschen verwirrt und verblödet mit dem sinnlosen

Marienlied.

Ich hebe mein blutendes Herz,
 Maria, zu dir empor,
 sieh, wie es in meinen Händen zuckt und weint.
 Ich bitte nicht: Erfüll es mit himmlischer Ruh.
 Ich bitte: Erfüll jenes andre mit Glück und Licht
 und laß meines verwehn, du Göttliche, du.

Theodor Westren-Doll.

Gehen! — nein, eines nur drücke ihn. Er habe dem Emil Rudsit einst was zuleide getan. Und der Emil sei jetzt ein tapferer, angesehenener roter Kämpfer, deshalb tue es ihm leid. Ich solle, da der Emil weit im Inneren des Reichs wäre, seinen Eltern sagen, nicht der, sondern er, Emilneef, habe damals das Feuer in Ebelshof angelegt.“ — Frau Luise hörte noch, wie der alte Pastor etwas vom Neid sprach, dem vielbreiterten Charakterzug bei diesem Volke. Dann sank sie bewußtlos hin und erwachte erst nach schwerer Krankheit. Alles Suchen nach Emil blieb vergeblich. Wie sehr sich das Mutterherz auch sehnte nach Abbitte und Versöhnung, er ließ sich nicht finden. Sie verfiel auf den Gedanken, Bekanntmachungen in der Zeitung zu erlassen. Da kam einmal ein Zettel von ihm: „Wenn ich Geld und Macht habe, komme ich wieder.“ Von dieser Aussicht hatte sie gelebt, trotzdem sich ihr das Herz zusammenkrämpfte, wenn sie bedachte, welche Wege er einschlagen könne, um zu diesen verhängnisvollen Zielen zu gelangen. Und wie hatten sich ihre Befürchtungen bewahrheitet! Ja, aber es war doch eine Himmelsfügung gewesen, die ihr Kunde vom Emil werden ließ. Wie immer, wenn Frau Luisens Gedanken an diesem Punkt angelangt waren, griff sie in die Tasche ihres altmodischen Rockes und zog ein zerknittertes Papier, ein Stück einer lettischen Zeitung heraus. Das hatte sie vor einer Woche als Einschlagpapier für ein Päckchen Lichte bekommen. Und war es nicht ein wirkliches Wunder, daß sie ganz mechanisch angefangen hatte, den Inhalt zu lesen, als sie es zu Hause glättete, um es wegzustecken! Da stand es: Straffache im Dünaburger Kriegsgericht gegen Emil Skroder, alias Rudsit. 8 Monate zurück lag die Nachricht von seiner Verurteilung und nun mußte er freikommen. Damals hatte sie ihn weggestoßen, den Unschuldigen. Jetzt, wo er schuldig war, — Unterschlagung und Dokumentenfälschung, — war nichts von Härte mehr in ihrer Seele. Sie, sie war es ja, die ihn vertrieben und verstoßen, dem Ehrgeiz ausgeliefert hatte, der keine Grenzen kennt, dem alle Mittel recht sind. Wie sie nun zitterte vor der Begegnung! — Nein. Jetzt nicht weich werden. Sie stand auf und ging an das gegenüberliegende Fenster im Korridor. Da raaten in der Ferne Kirchtürme. Erst nur vereinzelte Häuser drängten sich immer näher an das Bahngleise heran. Anfangs freundliche, zweistöckige Holzbauten, dann große Mietskasernen, die ihre traurige Rehrseite der Bahn zuwendeten. Riesige Brandmauern mit greller Reflekt, Straßenüberfahrten, Frauen mit Marktkörben. Jetzt fuhr der Zug in die gedeckte Halle ein und erwachte aus dem Morgen-

schlaf zu tausendfachem Leben; Türen schlugen, Schritte stapften, Stimmen dröhnten.

Als Frau Luise ihre Handtasche zur Aufbewahrung abgegeben hatte und auf den Bahnhofsplatz hinaus trat, regnete es nicht mehr. Sie beschloß daher, die Stunden bis zum Abgang des Dünaburger Zuges zu einem Gang durch die Stadt zu benutzen. Tatenloses Stillsitzen hätte sie heute noch weniger als sonst aushalten können. Die frische Morgenluft vertrieb im Nu die Gespenster der Nacht, und es war nichts Verträumtes mehr in Frau Luisens Seele, als sie nun schnellen Schrittes die Karlsstraße zur Düna hinunterging. Einzelne Läden wurden schon geöffnet. Auch das große, während des Bürgerkrieges arg zerstörte Haus am Dünaufer hatte nach seinem Wiederaufbau eine ganze Reihe Läden im unteren Stockwerk, in denen zum Teil schon reges Leben herrschte. „Alle Wunden schließen sich,“ dachte Frau Luise, „und Arbeit ist doch die beste Medizin.“ Der Markt am Kai kribbelte schon wie ein Ameisenhaufen. Überall standen Lastautos und Bauernfuhrer, hochbepackt mit Ware, umdrängt von keifenden, zerrenden Marktweibern. Frau Luise bog vor diesem aufgeregten Treiben aus und ging hart am Ufer hin. Der erste Sonnenstrahl erzitterte auf dem Wasser des mächtigen Stromes. Viele Schiffe ankerten hier, erst kleine Dampfer, die den Ortsverkehr vermittelten, dann ein paar Segler mit Hölzern, die schmuck „Nordland“, die den Verkehr mit Stettin aufrecht erhielt. Schließlich, nah am Zollgarten, gegenüber dem großen, schlichten Bau des Rigaschen Schlosses, ein Riesendampfer. Frau Luise konnte nicht feststellen, woher er kam. Es war ihr auch gleichgültig, denn der imposante Anblick hatte in ihr die Vorstellung wachgerufen, mit diesem Schiffe könnte man den Ozean überqueren, drüben in der neuen Welt ein neues Leben beginnen. O, sie war noch nicht zu alt dazu, rüstig und arbeitsgewohnt, würde sie gewiß drüben den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen und bestehen können. Und Emil würde sich gewiß eher in ganz neue Verhältnisse finden, lieber mit ihr zusammen draußen in der Ferne ein besseres Leben beginnen wollen, als daß er zu ihr ins väterliche Gesinde zöge. Die Leute hier würden ihm doch alle mit Mißtrauen begegnen, wie seine eigenen Brüder sich hochmütig von dem Sträfling abwenden würden. Freilich, er würde vielleicht nicht viel nach den Leuten fragen, wie sie es zeitweilig nicht getan hatte. Aber gewiß wäre es seiner Jugend gemäßer, in die Ferne zu ziehen, statt hier ein einsames Leben zu führen.

Frau Luise trat zur Haltestelle der Straßenbahn und wartete auf die grüne Nummer, die sie hinaus zu den Friedhöfen bringen sollte. Nun also hatte sie es sich eingestanden: der Zweck ihrer Reise war — ein gemeinsames Leben mit Emil zu beginnen. Sie konnte sich ein Bild machen von den Gefahren, die dem aus der Strafanstalt Entlassenen nun drohen würden. Wie leicht könnte er tiefer und immer tiefer sinken. Nun war sie da, die Mutter, die damals versagt hatte, um ihn mit der ganzen Kraft ihrer Liebe, von der er kaum geahnt haben konnte, zu stützen. Aber — würde er das wollen? Würde er sie nicht zurückstoßen, wie sie ihn damals zurückgestoßen hatte, als er ihrer am

meisten bedurfte! Den vermeintlichen Undank gegen seinen Wohlthäter hatte sie ihm nicht vergeben können, würde er ihr die vermeintliche Härte und Kaltherzigkeit vergeben? Ihr Herz krampfte sich bei diesen Gedanken zusammen.

Nun saß sie in der Straßenbahn und fuhr die langen, geraden Straßen hinauf, vorbei an den herbstlich kahlen Anlagen, der alten Gertrudkirche, dem Diakonissenhause, in dem sie lange Krankheitswochen nach dem Brande verbracht hatte. Dann ging sie die schmalen Wege zwischen alten und frischen Gräbern. Hier lag Mütterchen unter einem schlichten Kreuz. Doch sie schritt nach kurzer Andacht weiter, bis sie vor einer glatten Marmortafel stehen blieb. Emil von Sieck. Hier ruhte er, der einzige Mensch, dem sie ihr Herz restlos geschenkt, dem sie den tiefen Quell ihrer Liebe rückhaltlos gezeigt hatte. Nicht daheim, im Erbbegräbnis der Familie hatten sie ihn begraben; aus Furcht vor grabschänderischen Vubenstücken, wie sie nur zu oft verübt worden waren, hatte die Witwe ihn hierhergebracht. Ob ihm das recht gewesen wäre? Er war immer fürs Dableiben, Aussharren, die Stirn bieten. Nicht, wie die meisten Nachbarn, war er ins Ausland geflohen, als die rote Welle immer näher rückte, immer bedrohlicher answoll. „Die Heimat hat ein Recht auf uns,“ diese Worte setzte er allen entgegen, die ihn zur Flucht überreden wollten. Und hier, am Grabe des Jugendgeliebten, erkannte Frau Luise ganz plötzlich, wie töricht ihre Zukunftsgedanken vorhin, beim Anblick des Dzeandampfers gewesen waren. „Die Heimat hat ein Recht auf uns.“ Na — und wieder ja. Hatte sie nicht schon als Kind in Ebelsdorf oft genug gehört, wie gerade deutsche Bauern dem Baltenslande nothäten?

Voll neugestärkter Hoffnung verließ Frau Luise den Friedhof und traf nach mehreren Stunden Bahnfahrt im überfüllten Zuge in Dünaburg ein. Hier machte sie erst einige notwendige Gänge und wanderte dann zur erkundeten rechten Zeit die stille Chausseestrasse hinauf, dem Gefängnis zu. Von weitem schon sah sie den großen Ziegelbau mit den Thürmen für die Wachtposten. Diese Thürme erinnerten sie an eine Festung aus Rappe, die Emil einmal als kleiner Knabe geklebt hatte, sein Taufvater hatte ihm den großen Bogen dazu aus Riga mitgebracht. Nun stand sie vor dem Tore. Mehrere Frauen und halbwüchsige Burschen drängten sich da. Frau Luise vermochte nicht, sich unter sie zu mischen. Sie trat in eine Thoröffnung gegenüber dem Gefängnis. Lange brauchte sie nicht

Heimgedenken.

Ich bin in der Fremde — bin ganz allein,
Kann nie wieder in meiner Heimat sein.
Mein Denken das wandert so weit zurück,
Versenkt sich so tief in vergangenes Glück.
Und zaubert hervor aus des Herzens Grund
Ein Bild um das andre — so knatterbunt:
Ich seh' mich daheim auf der Insel stehn
Und weit! ach so weit über das Meer hinsch'n.
Ich fühle die Wellen an meinem Fuß —
Es ist wie ein lieber und warmer Gruß.
Die Wolken am Himmel — so leicht und weiß,
Und dort überm Walde die Sonne so heiß;
Es waten die Füße durch weichen Sand,
Sie schreiten so leicht auf dem Heimatland.
Nun grüßt mich aus schattendem Laub hervor
Ein uralter Zaun und ein kleines Tor.
Und hinter dem Tor — im Sonnenschein,
Da seh ich ein Haus aus weißem Stein.
O wie mir das Herze vor Sehnsucht bebt!
Es ist ja das Haus — wo ich einst gelebt!
Der Garten — die Bäume — die Blumen dort —
Du bist es! du bist es! du Heimatort!
Ich sehe dort Vater und Mutter gehn,
Bei blühenden Rosen, da bleibt sie stehn;
Ich seh, wie der Vater galant sich bückt
Und der lieben Mutter die schönste pflückt!
Dann seh ich sie dort bei der Schankel stehn,
Wo Kleiderchen und Locken im Winde wehn.
Drei Knaben, zwei Mädchen, die sitzen darauf,
Mit Zandzen und Lachen gehts ab und auf,
Vorbei am blühenden Apfelbaum,
Hinauf in den sonnigen Himmelsraum.

Der blühende Garten, das weiße Haus,
Des Meeres Gesang und des Sturmes Braus —
Seitdem ich nicht mehr in der Heimat bin,
Ist alles verloren, verloren und hin.

M. M.



zu warten. Vier oder fünf Männer verließen das rote Gebäude, die Leute vor dem Tor drängten sich an sie heran, nur einer schritt schnell davon, bog in eine kleine Querstrasse ein. Die Mutter hatte die hohe Gestalt sofort erkannt, wie sehr die Gesichtszüge sich auch verändert hatten. Man sah es dem bleichen Manne an, daß ein inneres Feuer ihn verzehrte. Er blickte gerade vor sich hin ins Leere und ging fest und eilig, wie einer, der sich schon oft diesen Gang überlegt hatte und nun rasch zum Ziel wollte. Frau Luise erschrak, als sie einen Blick in sein finsternes Gesicht geworfen hatte, — diese Entschlossenheit war kein gutes Zeichen. Sie eilte ihm nach und kämpfte mit sich, ob sie ihn anrufen sollte, oder nicht. Was konnte er vorhaben? Wenn er sie jetzt zurückstieß, war er verloren für immer, er würde von seinem unbefriedigten Ehrgeiz aufgezehrt werden, wohl gar seine gescheiterte Existenz an der Gesellschaft rächen wollen.

Plötzlich verlangsamte er seine Schritte, er schien zu zögern. Sie trat an seine Seite, ohne daß er es

Die auf der Schattenseite Blühenden.

Von Marie v. Gernet — Riga.

Die auf der Schattenseite des Lebens gehen
Und doch in der herrlichsten Blüte stehen,
Den Ärmsten, die in der Sonne klagen,
Von ihrem Reichthum hinübertragen,
Mit weichen, liebesachtenden Händen,
Aus ihrer Krulle den Armen spenden.
Die ritterlich kämpfenden Überwinder,
Sie finds, die rechten, sind Gotteskinder.

bemerkt hätte. Dann gab er sich einen Ruck und überquerte die Straße, gerade auf das gegenüberliegende Waffengeschäft starrte er. Da trat sie schnell vor und stellte sich ihm in den Weg. „Nicht hierher, Emil! Folge mir!“ Ihr Ton war ruhig und streng, wie er ihn noch von der Kinderzeit her im Gedächtnis hatte. Doch der Strahl heißer, verängstigter Mutterliebe, der dabei aus ihren Augen brach, überwältigte ihn. Es zuckte in seinen Zügen: „Mutter!“ Nur dies einzige Wort konnte er hervorbringen. Dann gingen sie nebeneinander schweigend dem Bahnhof zu.

Bald darauf stand Frau Luise mit ihrem wiedergefundenen Jüngsten auf dem Bahnsteig. Sie blickten dem heraneilenden Zuge entgegen. Scharf zeichnete sich der weiße Dampf auf dem blauen Himmel ab. Näher und näher dröhnte die mächtig arbeitende Lokomotive. Als sie an Mutter und Sohn vorbeibrauste, ging es von dieser kräftig-gleichmäßigen Bewegung wie ein Strom von Lebensfreude auf die beiden über. Ihre Blicke versanken ineinander.

Dann fuhren sie der alten Heimat und einem neuen Leben zu.

Meine Andréeballons.

Eine Kindheits Erinnerung von Elisabeth Goerke.

Ein verschollener Seldename ist heute wieder in aller Munde und dabei taucht mir eine Kindheits Erinnerung auf. Ich war ein kleines Mädchen, das gern mit Puppen spielte und Kindergesellschaften gab. Einmal kam ein Weihnachtspäckchen von einer vielgeliebten Tante aus Finnland: ein großer Briefumschlag mit einem Duzend Papiertüten drin, „Andrée-Ballon“ und die Abbildung eines Luftballons stand auf jeder der steifen Tüten gedruckt, die eigentümlich dufteten und keinen Boden hatten. Mein Vater las die Gebrauchsanweisung dazu, während meine Mutter mir von dem kühnen schwedischen Aufreisenden erzählte, der den Nordpol überfliegen wollte. — jene schauerlich geheimnisvolle weiße Stelle auf der Geographiekarte, wo „unerforschtes Gebiet“ stand. Er war schon vor einem Jahr fortgeflogen und nicht wiedergekehrt. — spurlos in den Wolken verschwunden. Zum Andenken an ihn hatte ein Finnländer meine Andréeballons gemacht. — davon sollte gleich am Abend einer aufsteigen. Erwartungsvoll standen meine kleinen Freundinnen und ich im dunklen Zimmer, wo mein Vater eine der Papiertüten ein wenig aufgebaut auf den Tisch stellte und vorschriftsgemäß am oberen Rande anzündete. „Jetzt fliegt Andrée,“ hieß es. Wir Kinder waren sicherlich nicht weniger begeisterte Zuschauer als die vielföbige Menschenmenge, die einst dem Aufstieg des wirklichen Andrée zujubelte. Das leichte Papier brannte rasch nieder, dann erhob sich plötzlich der glühende Rest bis zur Zimmerdecke und ließ einige grüne und rote Leuchtquaden fallen. — ein hübsches kleines Zimmerfeuerwerk. — Noch oft ließen wir bei allerhand Kinderfestlichkeiten die Andréeballons steigen, bis der Vorrat erschöpft war. Jedes Mal dachte ich mit tiefem Mitgefühl an den bedauernden Verschollenen und fragte meine Eltern, ob noch keine Nachricht von ihm gekommen sei. Niemand wußte

etwas. Der Name Andrée verflang, die leuchtenden Papierballons kamen aus der Mode und machten anderen „aktuellen Scherzartikeln“ Platz. Der Geschmack der damaligen Zeit liebte es, ihre berühmten Männer oder berühmigten „Größen“ auf oft merkwürdige Weise populär zu machen. Ein gewisses Seitenstück zu meinen Andréeballons war z. B. noch ein papierenes Scherzspiel, das ebenfalls mit einem kürzlich viel genannten Namen verbunden war: eine feuerrote Karte mit einer Schlinge in der Mitte, in der das Bild eines brünetten Mannes steckte. „Wer befreit Drehfus von der Teufelsinsel?“ stand darunter. Durch einen Kunstgriff mußte man das Bild aus der Schlinge lösen, ohne diese zu zerreißen. — Jetzt — nach 33 Jahren — ist das traurige Rätsel um Andrée gelöst. Ob heute noch jemand auf den Gedanken kommen wird, in Zusammenhang mit seinem Namen „aktuelle Scherzartikel“ zu fabrizieren? Die Geschmacklosigkeit ist freilich noch nicht ausgestorben, aber die Zeiten, wo man „den alten Frits auf Pfeifenköbber und Laffen“ malte, scheinen glücklicherweise überwunden zu sein.

Was bieten deutsche Hochschulen zum Studium des Auslands und Auslandsdeutschums.

D. N. N. Seit Jahren bemüht man sich, an deutschen Hochschulen stärker als bisher auch die Auslandskunde im Lehrplan zu berücksichtigen, ausgehend von der Erkenntnis, daß eine aediegene Unterrichtung über Länder und Völker unerläßliche Voraussetzung für die Erfassung der Gegenwartsfragen in allen Zweigen der Wissenschaft und des Lebens ist. Daneben soll die bisher fehlende Vermittlung der Kunde vom Deutschland in aller Welt die Grundlage für die Erfassung der Lebensfragen des deutschen Volkstums in seiner Gesamtheit geben. Das Deutsche Ausland-Institut verfolgt seit Jahren diese Bemühungen und gibt im neuesten Heft seiner Zeitschrift „Der Auslandsdeutsche, Nr. 12, eine Übersicht über Vorlesungen und Übungen zur Kunde des Auslands und des Auslandsdeutschums, die im gegenwärtigen Wintersemester an reichsdeutschen Hochschulen gehalten werden. Das Heft kann auch einzeln zum Preise von Rm. 1.— vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart, Haus des Deutschums, bezogen werden.

Leid und Freud der Auslandsdeutschen.

363. Aus dem rumänischen Banat sind, wie die „Banater Deutsche Zeitung“ in Temesvar hervorhebt, im Jahrzehnt 1921—1930 42.300 Deutsche nach Übersee gewandert. Bei einer Gesamtzahl von 300.000 Deutschen bedeutet diese Zahl fast ein Sechstel der gesamten deutschen Einwohnerschaft.

364. Der Deutsche Klub in Barranquilla (Kolumbien) konnte nach 26-jährigem Bestehen sein eigenes Heim beziehen. Nicht nur für dieses, sondern auch für die neue Deutsche Schule brachte die obferwillige deutsche Kolonie im letzten Jahre die Mittel auf. Die Schule wird heute schon von 70 Kindern

befucht. Durch Klub, Schule und Sportverein ist das Ansehen der deutschen Kolonie erheblich gestiegen. Auch kann erfreulicherweise festgestellt werden, daß viele Kolombianer deutscher Abstammung, die Vaterland und Muttersprache schon vergessen hatten, sich durch die Wiederbelebung der deutschen Organisationen zum Deutschtum zurückfinden.

365. Das Haus des Deutschen Vereins in D S L O wurde am 7. Dezember in einem feierlichen Festakt eingeweiht.

366. Briefe aus dem j u d e t e n d e u t s c h e n Siedlungsgebiet, die für eine deutsche Körperschaft in der Prager Lützowgasse bestimmt und mit deutscher Gassenbezeichnung versehen waren, erreichten den Empfänger nicht und gingen an den Absender mit dem tschechischen Vermerk zurück: „Die Bezeichnung Lützowgasse in Prag unzulässig.“ Sogar ein Flugpostbrief teilte das gleiche Schicksal, nur trug er bei der Rücksendung den — d e u t s c h e n Vermerk: „Die Bezeichnung Lützowgasse ist in Prag unzulässig. Falls Sie das Schreiben noch einmal schicken wollen, müssen Sie es frisch aufgeben und die Bezeichnung Lützowa ulice anwenden.“

367. Das Prager Ministerium hat eine Kommission eingesetzt, welche den Schulfunk in der T s c h e c h o s l o w a k e i zu organisieren hat. Unter den Mitgliedern der Kommission befindet sich kein einziger Deutscher, obgleich es 3¼ Millionen deutsche Einwohner in der Tschechoslowakei gibt.

Schach und Damenspiel.

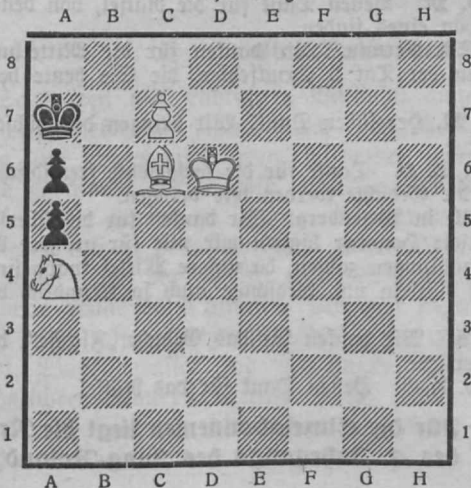
Geleitet von A. Burmeister.

Adresse für Briefe: Reval, Narvskje Str. 26, B. 6.

Aufgabe Nr. 37.

Von Dr. G. v. Gottschall (Leipzig).

Schwarz.



Weiß.

Weiß: Kd6, Lc6, Sa4, Bc7.

Schwarz: Ka7, Ba5 und a6.

Weiß zieht an und setzt in z w e i Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 36 von Prof. W. Klett.

1. Df1—a6, Ke5—f6; 2. Da6—a1 setzt matt.

1. (Df1—a6), d6—d5; 2. Sf8—d7 setzt matt.

1. Df1—a6, Ke5—d5; 2. Da6—b5 setzt matt.

Richtige Lösungen sandten ein: Frk. Erika Haupt (Helsingfors), Prof. Th. Lemba und stud. jur. Wold. v. Pezold (Reval), G. Baron Knorring (Idenfüll), Boris Lemontius (Christinensfeld, Dänemark).

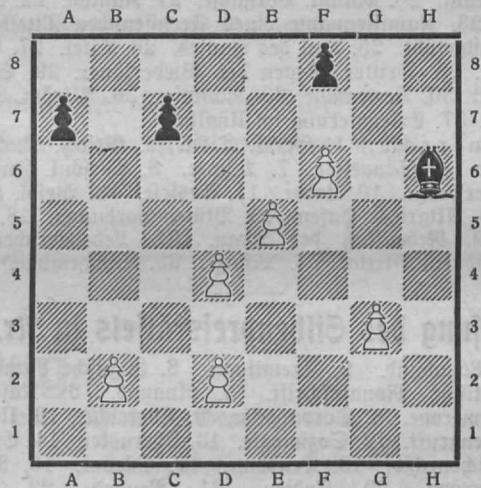
Vor Weihnachten fand unter der Leitung von A. Burmeister ein Turnier der Revaler Mittelschulen statt, an welchem die besten Schachspieler von 10 Mittelschulen teilnahmen, und zwar: Domschule, Estn. Realgymnasium, Westholm'sches Gymnasium, Russ. Privatgymnasium, Französisches Lyzeum, Humanitargymnasium, Technisches Gymnasium, Abendgymnasium, Colledge, Jüdisches Gymnasium. Den ersten Preis erhielt der Schüler des Abendgymnasiums Kimmelgas, in den zweiten und dritten Preis teilten sich der Unterprimaner der Domschule Nikolai Bock und der Unterprimaner des Estnischen Realgymnasiums Peters. Den vierten und fünften Platz teilten unter sich der Untersekundaner der Domschule Paul Schmidt und Arnold Abel (Humanitargymnasium). Die meisten Punkte erzielten die Domschule zu Reval und das Estnische Realgymnasium.

Nach dem allgemeinen Turnier wurde noch ein Blitzturnier veranstaltet. 1. Preis — Kimmelgas, 2. Preis — Paul Schmidt.

Im Sommer d. J. soll in Reval ein Nestländisches Schachturnier stattfinden, verbunden mit einem Schachkongreß und einem Problemturnier.

Damepielaufgabe von Heinz Credner.

Schwarz.



Weiß.

Weiß: einfache Steine b2, d2, d4, e5, f6 und g3.
Schwarz: Dame h6, einfache Steine a7, c7 und f8.
Weiß zieht an und gewinnt.

Rätsellecke.

Besuchskartenrätsel.

Ede Rost

Marienberg

Welchen Beruf hat der Herr?

Magisches Quadrat.

16 Felder, Bedeutung der Wörter: 1. Gunderaffe. 2. Musikinstrument. 3. Stadt am Adriat. Meer. 4. Pelzwerk.

Wer bin ich? Von A. v. M.

Ich steh zur schönen Sommerzeit
Gar farbenprächtig da;
Veränderst du ein Zeichen nur,
Such mich in Afrika.

